
Wasser. Schilf. Ein paar Kraniche und Enten.

Eine stille, selbstverständliche kleine Welt malt Hieronymus Bosch in einen unscheinbaren Winkel seiner Schöpfungsgeschichte. So in sich ruhend, so sicher sollte der Mensch in seinem kleinen Leben stehen, behütet vom großen Gott.

Eine leere, frostige Landschaft, ein dürrer Rest eines krummen Baums und ein einsamer, frierender Vogel. Welches Bild ist wahr? Ist der schwarzgraue Vogel nicht zu klein, zu unwichtig für den großen Gott?

Aber wer will uns sagen, was groß oder klein ist? Was gestern zu groß war für den Geist des Menschen, hat heute Raum in ihm. Wo der Mensch gestern beherrschend im Mittelpunkt stand als das Maß der Dinge, rückt er heute klein und unwichtig an den Rand einer unausforscharen Welt. Was gestern zu klein war für das menschliche Auge, ist ihm heute sichtbar. Wo er gestern als ein bedrohtes Lebewesen um seine bloße Existenz in der Welt zu kämpfen hatte, hat er heute die Macht über Leben und Tod eines Planeten in der Hand.

Geblichen ist der brennende Wunsch des kleinen, großen Menschen, wichtig und unentbehrlich zu sein, wie man wichtig, groß und unentbehrlich ist, wenn man geliebt ist. Und wenn Gott groß ist, so wünschen wir uns, er möge sich um das kleine Leben, das wir führen, kümmern. Denn unser Leben ist nicht nur klein, sondern bedroht, und nicht nur bedroht, sondern fragwürdig. In der Angst und Sorge, die uns umtreibt, kommt es heraus.

Wo ist der Gott, der das kleine Ding, das mein Leben ist, wahrnimmt? Wo ist die Kraft, mit der ich mein kleines Leben bewältigen soll? Was ist, wenn die Kraft versiegt? Wo ist der

Ertrag, der mir nachträglich ein Recht gibt, dagewesen zu sein?
Was kommt heraus? Und wenn etwas herauskam, war es gut?
Und was geschieht, wenn es nicht gut war?

Denn die Sorge kommt aus mir selbst und redet gegen mich selbst. Zuletzt klage ich ja nicht die Welt an, in der ich so verlassen bin, nicht Gott, weil er mir nicht mehr Kraft gab, nicht die anderen Menschen, die meine Leistung fordern. Ich klage mich ja selbst an um meiner Kleinheit willen, die Schuld heißt, um meiner kleinen Liebe, meines kleinen Zutrauens, meiner kleinen Geduld, meines kleinen Glaubens willen. Und wer sollte mir dann noch beistehen können, wenn nicht der große, liebende Gott, falls es ein Zeichen gibt, an dem ich sehe, daß er mich wahrnimmt?

Kleine Bilder vom großen Gott

Wer ist das, Gott? Der ferne, der heilige, von dem wir bitten oder wünschen möchten, daß er sich unseres kleinen Lebens annimmt? Es gibt eine ganze Reihe von Modellen oder Mustern, nach denen wir uns Gott vorstellen, und immer sind es im Grunde Bilder von Menschen.

Der Beamte am Schalter

Die Schlange staut sich vor der Glasscheibe. Einer der Wartenden nach dem anderen schiebt sich vorbei. Niemand verlangt von dem Mann, der da sitzt, er habe für alle zugleich da zu sein. Was über seine Amtsaufgabe hinausliegt, betrifft ihn nicht. Was im Nachbarbezirk geschieht, geht ihn nichts an. Wer vor Dienstbeginn am Schalter steht, hat keinen Anspruch, ihn vorzufinden, und andere, die nach Dienstende vorsprechen möchten, finden gerechterweise eine verschlossene Tür. Der Mann am Schalter hat eine begrenzte Kraft und eine begrenzte Zeit. Er kann nicht für alle da sein. Seine Sachkenntnis und seine Übersicht sind begrenzt, darum geht ihn nur eben der kleine Ausschnitt aus der Fülle des Lebens an, für den er zuständig ist. Er kann sich nicht um alles kümmern.

Nun stellen wir uns Gott nach dem Bild eines Beamten vor — unzählige Menschen unserer Zeit tun das — und sagen: Wie sollte der große Gott das geringe Gewicht meiner Sorge empfinden? Wie sollte der, der die Sterne geschaffen hat, ein Auge haben für den Kummer, der mich abends in meiner einsamen Stube beschleicht? Sie stehen vor dem Schalter eines kleinen Beamten, der eben das Fenster schließt, weil seine Dienststunden abgelaufen sind, und messen Gott an diesem Bild.

Der Vater hinter der Zeitung

Wen sollen wir uns vorstellen, wenn wir „Gott“ sagen? Jesus gebraucht einen Vergleich und sagt: Gott ist dein Vater, du sein Kind. Er meint damit: Wie ein guter irdischer Vater seinem Kinde zugetan ist mit seiner Liebe und mit seiner Aufmerksamkeit, wie er bereit ist zuzugreifen, wo das Kind seiner Hand bedarf, so bist du vor Gott Kind und er dein Vater.

Sagen wir das einem unserer irdischen Kinder, dann stellt sich das Kind seinen Vater vor: einen Menschen, der möglicherweise abends müde nach Haus kommt, nervös durch die Tür fährt, sich hinter den Tisch setzt, den Fernseher einstellt oder die Zeitung vors Gesicht nimmt und von nun an abwesend ist. Er war es zuvor leiblich und ist es nun mit seinem Geist und Herzen. Entsprechend ist das Wesentliche, das einem Kind von seinem Vater abends noch entgegenkommt, die Anweisung: Laß mich in Frieden! Nun bildet sich das Kind seine Vorstellung von Gott, dem Vater, nach dem Bild des Mannes, der abends nach Hause kommt. Es ist im Zeitalter der abwesenden Väter nahezu ohne Sinn, Kindern zu erklären, sie dürften zu jeder Stunde und in jeder Sache, auch der kleinsten, zu Gott als ihrem Vater kommen. Denn nun ist ihnen Gott ein Vater: eine abwesende Gestalt, die zwar Macht hat, aber nicht da ist, ein Wesen, von dem die Mutter hundertmal sagte, bis das Kind es selbstverständlich fand: „Er hat keine Zeit.“ Ein Vater? Ein gehetzter, nervöser Mensch ohne Stille und ohne Autorität. Denn Autorität, der das Zutrauen antwortet, wächst nicht, wo keine Zeit ist.

Der allmächtige Gott und meine kleinen Dinge? Der „rastlose Vater“ ist eines der großen Leiden der Kinder unserer Zeit. Es könnte geschehen, daß sie sich, weil sie sein Bild vor Augen haben, auch von Gott nichts mehr versprechen können.